

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 13

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL.

2. Fortsetzung

Hermann Keller nickte, zu sprechen vermochte er nicht.

„Und hier“, Professor Reinhardt nahm ein anderes Blatt zur Hand, „berichten Sie von Stimmen, die Ihr Vater hörte. Diese ‚Stimmen‘ waren es, die den Kranken zu den sinnlosen und gemeinen Handlungen trieben, sie waren es auch, die ihn zwangen, sich durch Erhängen das Leben zu nehmen. Das Bild der paranoiden Schizophrenie ist dadurch vollkommen.“

Hermann Keller sass erschüttert. Kaum vermochte er die letzte und entscheidende Frage in dieser traurigen Angelegenheit zu stellen:

„Nach alledem, Herr Professor, was raten Sie mir? Ich stehe vor der Heirat, ist zu befürchten, dass eventuelle Kinder das furchtbare Erbe meines Vaters antreten könnten?“

„Gestatten Sie mir eine Gegenfrage: in welchem Alter stehen Sie?“

„Ich bin vierzig.“

Professor Reinhardt schien ihn mit seinen scharfen, hellen Augen auf Leib und Seele zu prüfen. Nach einigen Sekunden, die Hermann Keller eine Ewigkeit dünkten, sagte er:

„Ich habe den Eindruck, dass Sie selber gesund sind und entsprechend Ihrem Alter die Krankheit Ihres Vaters nicht mehr zu befürchten haben. Wie es um Ihre beiden Brüder steht, die Sie in Ih-

ren Aufzeichnungen anführen, weiss ich nicht und Sie wissen es auch nicht. Tatsache aber bleibt, dass die Schizophrenie unter allen Geisteskrankheiten am weitest häufigsten vorkommt. Etwa 60–80 Prozent aller Anstaltsinsassen sind schizophoren. Die Vererbung dieser Krankheit vom Grossvater auf den Enkel ist also durchaus möglich.

Wir haben heute noch kein Gesetz, das direkten Nachkommen von Schizophrenen oder den Schizophrenen selbst das Heiraten verbietet. Der Arzt und Psychiater kann sich nur an das Einzelindividuum wenden und ihm nahelegen, ledig zu bleiben oder, wenn es das nicht will, auf Nachkommen zu verzichten. Mehr können und dürfen wir nicht tun. Ich muss es also auch Ihnen überlassen, Herr Keller, was Sie in Ihrem persönlichen Fall zu bestimmen gedenken.“

Hermann Keller kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens. Ihm graute ob der plötzlichen Erkenntnis, wie nahe der Mensch in allem seinem Tun und Lassen am Abgrund geht, am Abgrund baut und über Generationen hinweg das Schicksal seiner Nachkommen bestimmt. Und dass ein Arzt, der diesen Abgrund kennt, von seinem Platz am Schreibtisch aus ruhig darüber doziert, dass er nichts weiter tun darf, nichts weiter tun muss, als zu mahnen, als es dem Einzelnen zu

überlassen, was er für sich und damit für seine Kinder, für seine Enkel beschliesst.

Warum schlägt er nicht mit der Faust auf den Tisch, warum steigt er nicht auf die Kanzeln, auf alle Rednertribünen der Welt und hämmert es der Masse ins Gehirn, dass keiner für sich allein lebt, dass jeder die Verantwortung für das, was in der Welt und unter den Menschen geschieht, an seinem Leib und mit seiner Gesinnung herumträgt!

Hermann Keller sah das missgestaltete Imbach-Kind in seinem Fahrstuhl, er sah unzählige Kinder mit armen, leeren Gesichtern, mit verdrehten und verzerrten Gliedern... er hörte die stotternden Worte des Handlungers Balthasar, er hörte alle die Unaufgeklärten, Unwissenden, Haltlosen ihr primitives Lebensrecht fordern: „... Mer händ enand gar gärn.“

„Ich verstehe, dass es Ihnen schwer fällt, einen Entscheid zu treffen“, unterbrach Professor Reinhardt seine Gedanken. „Es muss ja nicht sein, was Sie befürchten, haben Sie sich aber bereits zu einer konsequenten Haltung entschlossen, so schätze ich Ihr Fräulein Braut für klug genug, dass sie sich als Ihre Frau entsprechend verhält.“

Keller hob den Kopf: „Was meinen Sie damit, Herr Professor?“

„Es ist mit einem Wort gesagt: Kinderlosigkeit!“

Hermann Keller dankte. Er müsse für sich selber Zeit gewinnen, eine Unterredung mit der Braut herbeiführen, es sei alles so plötzlich gekommen, wie ein Erdbeben, er sei verwirrt, unfähig jetzt, einen klaren Gedanken zu fassen.

Mit gesenktem Kopf und schmalen Mund verliess er das Sprechzimmer. Er wusste nicht, was in dieser Stunde stärker war: der Hass auf seinen Vater oder das Bedauern mit Christine, die zwischen dem Verzicht auf ihn oder dem Verzicht auf Mutterschaft entscheiden musste.

Hermann Kellers Hauswirtin stellte ihren Salon zur Verfügung, da es draussen kalt und windig war und man in einem öffentlichen Lokal doch nicht gut so ernste und delikate Dinge besprechen konnte. Ein Besuch der Braut auf dem Zimmer des Bräutigams aber hätte damals, im Jahre 1917, unliebsames Aufsehen erregt.

So sass die Brautleute denn seit einer Stunde nebeneinander auf Frau Hubers Sofa. Christine, die Hände im Schooss gefaltet, Hermann Keller steif zurückgelehnt, sich dadurch zu Haltung und Festigkeit zwingend.

Er war zu Ende gekommen mit der Geschichte seines Vaters. Er hatte nichts hinweggenommen und nichts hinzugefügt, sondern war nüchtern und sachlich — vielleicht allzu sachlich — geblieben. Er hatte alles vermieden, was etwa Christine für ihn hätte beeinflussen können, und gerade dieses Zurückhaltende und Unpersönliche



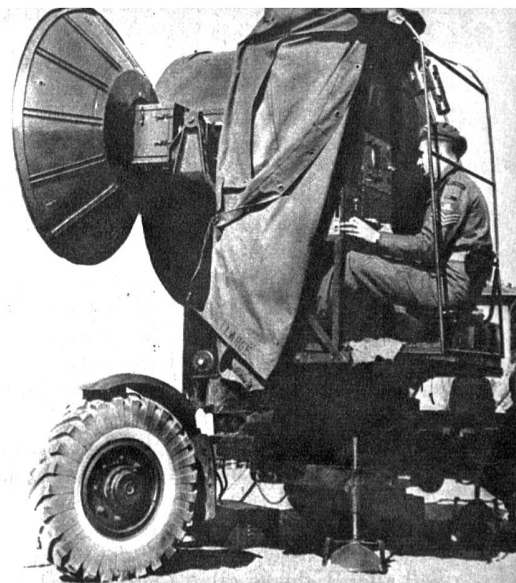
FRÜHLINGSFEIER

*Zur Feier des Frühlings,
Des Wiedererwachens,
Leuchten die Gärten,
Die Felder und Wälder
In frohen Farben.
Betörende Düfte
Und jubelnde Töne
Locken und werben...
Die Freude am Leben
Siegt über den Tod!*

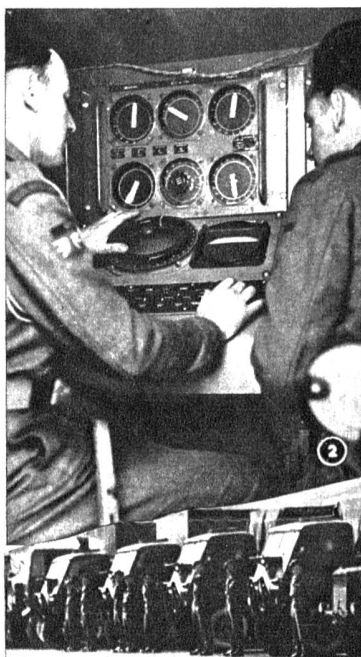
C. Oesch

Radar-Geräte in der Schweiz vorgeführt

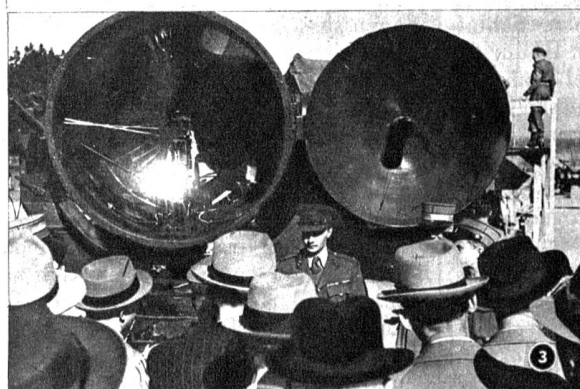
Aus ihrer geheimnisvollsten Waffe, dem Radar, machen die Engländer kein Geheimnis. Im Gegenteil, auf Ersuchen der Kriegstechnischen Abteilung im Eidgenössischen Militärdepartement haben die Briten im Einverständnis ihrer Regierung und der Heeresleitung ein besonderes Radar-Detachement in die Schweiz beordert, um hier Radar-Geräte für die Steuerung von Flabgeschützen und Scheinwerfern vorzuführen



1 Radar und Scheinwerfer, übrigens motorisiert und daher besonders leicht transportierbar und sofort einsatzbereit, werden hier von einem englischen Unteroffizier bedient



Vor dem Detachement für Radar-Demonstrationen in der Schweiz, das aus 3 Offizieren und 40 Mann besteht, präsentieren sich 4 Soldaten in der von der schweizerischen wesentlich abweichenden englischen Achtungstellung



2 Das „magische Auge“ der britischen Flieger- und Unterseeboot-Abwehr tritt hier in Funktion. Lange bevor der Feind in Sicht- oder Hörweite ist, wird er dank diesem Wundergerät entdeckt und verfolgt; Standort, Entfernung, Höhe, Schnelligkeit, Art (Flugzeugtyp) entdeckt und meldet das Radar-Gerät ohne den geringsten Zeitverlust

3 Mayor Evans, Kommandant des Radar-Detachementes, erklärt hier schweizerischen Pressevertretern die Funktion eines Radar-Gerätes (rechts) und meldet das Radar-Gerät ohne den geringsten Zeitverlust

(ATP-Bilderdienst Zürich)



4 Rechts vorne steht ein englischer Soldat in voller Ausrüstung; alle Gegenstände, die zu dieser Ausrüstung gehören, sind auf dem Tisch ausgebreitet, der von Oberstbrigadier von Wattenwyl (vorne links) mit Oberst Leutwyler, beide von der Kriegstechnischen Abteilung inspiziert wird

mochte schuld daran sein, dass Christine die ganze Tragweite dieser Stunde nur schwach erkannte. Hätte er eine Träne gehabt, ein Beben in der Stimme, wäre im Tonfall seiner Worte etwas von Angst und von Verzweiflung, wie er sie wirklich empfand, zum Ausdruck gekommen, dann hätte die Braut wohl nicht vor sich hingelächelt...

Die meisten Männer wissen es nicht und werden es auch nie wissen, dass Frauen die gewagtesten, die furchtlosesten und die gefährlichsten Baumeister sind – wenn sie lieben! Sie bauen sich ihre Welt, in der sie glauben glücklich zu sein, mit so viel Opfermut, Hingabe und Andacht, wie nur ein Heiligtum erbaut werden kann. Wankt diese Welt, so suchen sie nach Stützen, wie unvollkommen diese auch sein mögen. Aber ihre Welt muss bleiben, auch wenn sie nur unsicher zwischen Himmel und Erde hängt. Der Glaube daran darf und kann ihnen nicht genommen werden. Lieber betrügen sie sich selbst, als dass sie die Möglichkeit eines Irrtums oder einer falschen Berechnung zugeben. Sie finden hundert Notausgänge aus dem Labyrinth ihres Baues und Lüge und Selbsttäuschung sind heilige Mittel zum Zweck.

Wehe aber, wenn ihre so aufgebaute, mit ihrem Herzblut erschaffene und genährte Welt trotz alledem zusammenfällt! Dann ist die Frau imstande, ein furchtbares Gericht zu halten. Sie zertrümmert bis zum letzten Rest all das, was sie bis jetzt für ihren Himmel gesehen hat. Sie kniet – betroffen und verwundet bis ins Herz hinein – vor dem Trümmerhaufen ihrer Hoffnungen und reicht dem Herrgott die Scherben.

Frauen sind die gewagtesten, die furchtlosesten und die gefährlichsten Baumeister – wenn sie lieben!

Christine war nach den Erklärungen Hermanns an jenem Punkte angelangt, wo die Selbsttäuschung beginnt.

Wenn man dreissig Jahre alt ist und nun endlich die Möglichkeit hat, die Frau eines geachteten und wohlbestallten Mannes zu werden, – wenn man ganz allein in der Welt steht und den schweren Lebenskampf gekostet hat, – wenn einerseits nur der stets sich wiederholende Alltag der einsamen Berufstätigen wartet, auf der andern Seite aber die Aussicht auf ein eigenes Heim und auf ein freies und schönes Frauentum besteht, dann ist man von Herzen gewillt, dem geliebten Manne um des erhofften Heimes willen weitgehende Zugeständnisse zu machen.

„Es ist alles nicht so schlimm, wie er glaubt“ – sagte sich Christine. „Er sieht zu schwarz. Es ist übertriebene Ehrlichkeit und übertriebenes Verantwortungsgefühl, das ihn am Ausblick hindert. Wenn wir erst verheiratet sind, macht sich alles von selbst. Meine Liebe wird ihm alle Bitterkeit des Herzens nehmen und eines Tages denkt er nicht mehr daran.“

Sie legte ihren Arm um seine Schultern: „Hermann, – selbst wenn alles so wäre, wie du jetzt befürchtest, ich bleibe bei dir.“

Ungläubig schaute er ihr ins Gesicht: „Es ist so, Christine! Wir dürfen keine Kinder haben. Du hast mich doch richtig verstanden?“

„Ich bleibe bei dir!“

Der glückselige Augenblick, da sie sich umschlangen hielten, liess beide nicht an dem zweifeln, was sie – jedes für sich – als wahr und richtig erkannt hatten: die Frau baute auf die Kraft ihres Herzens und auf die Macht ihrer Liebe. Der Mann schloss einen Pakt mit seinem Gewissen.

Ein Schicksal begann sich zu formen. Vage noch und nebelhaft flüchtig erstiegen die ersten scheuen Gebilde dem Urquell allen Lebens, allen Leidens und aller Lust...

2

Die Hochzeit von Hermann und Christine fand am 23. Februar 1918 in aller Stille statt. Eine Hochzeitsreise wurde in Anbetracht der politischen Ereignisse nicht gemacht. Das junge Ehepaar bezog ein kleines Einfamilienhaus, das sie aus ihren Ersparnissen gemeinsam erworben hatten.

Das kleine Haus – es trug die Nummer 7 – stand an der Höhenstrasse. Ungezählte Male waren sie miteinander diesen Weg gegangen, um von dort aus das herrliche Alpenpanorama zu geniessen. Und diese Aussicht – dieser Genuss hatte zur Wahl des Hauses den Ausschlag gegeben.

Es hatte vier helle, grosse Zimmer, Küche und Bad. Zu ebener Erde war das Wohn- und Esszimmer, dessen längsseitiges Fenster wie ein Bildrahmen die weisse Ferne umspannte, in der die Alpen zur Zeit in Schnee und Nebel träumten.

Eine Schiebetüre führte ins Arbeitszimmer Hermann Kellers. Ein kleiner Erker stand dort im Licht mit breitem Sims für Blumen und Kakteen, mit einer Holzbank und bunten Kissen.

Eine Treppe höher war das Schlafzimmer. Gleich daneben der Raum für Christine. Helle Birkenmöbel und Blumenbilder darüber machten diesen Raum unendlich heimelig und vertraut.

Es war ein einfaches und bescheidenes Heim, doch gross genug, das Glück zweier sich liebender und sich verstehender Menschen zu bergen.

Nun lebten sie also in diesem Haus, Christine trug zur Arbeit helle Schürzen, zu den Feierstunden helle Kleider, alles an ihr war hell, aufgeblüht und köstlich wie ein reifer Sommertag. Wenn Hermann von der Arbeit kam, empfing sie ihn mit einem Kuss, und sein glückliches „Stineli“ schallte am Morgen, am Mittag und am Abend durch das kleine Haus.

Wohligkeit und warme Vertrautheit herrschten in den Stuben. Der breite Sims im Erkerfenster prunkte voller grüner Pflanzen und Kakteen, seltene Ex-

emplare. Wo Christine stand und ging, verbreitete sie Wärme und Freude, die Hermann in sich einsog wie ein Baum, der lange im Schatten gestanden.

Ein Tag reihte sich an den andern in Frieden und Harmonie. Christine schien es oft, als wäre sie nie eine selbständige Haushaltungslehrerin gewesen, die in Lohn und Brot bei der Stadt gestanden und nur einem ganz kleinen Teil ihres eigentlichen Wesens verbunden war. Die Verpflichtung nach aussen hatte ihr Tun und Lassen diktiert, und ihr persönliches Eigenleben glich einer Blume im Schatten, die sich nicht frei entfalten kann. Nun aber war es, als lägen Kampf, Mühen, Prüfungen weit, weit in einem andern Leben zurück. Hermann Keller hatte sie gleichsam umgegossen zu einem anderen Wesen, das aus einer Welt der Vielgestaltigkeit und der Verantwortung für viele in eine Welt der Abgeschlossenheit und des Sorgens nur für einen hinübergewechselt war. Beglückend für Christine, aber sie musste sich zuerst daran gewöhnen.

Und gewöhnen musste sie sich daran, dem Wunsch und Willen ihres Mannes zu entsprechen und sich in die ständige Kontrolle Doktor Hallers zu begeben.

Das erste Mal hatte sie geweint, auch das zweite Mal, denn sie war sich arm und elend vorgekommen, ausgeschlossen aus dem Kreis des wirkenden, schaffenden Lebens.

Beim dritten Mal hatte Doktor Haller gesagt: „Haben Sie Zeit für eine Autofahrt? Meine Frau würde sich freuen.“ Natürlich hatte Christine Zeit, davon gab es jetzt jeden Tag nur zu viel. Aber sie meinte doch, dass sie ihren Mann zuerst telephonisch anfragen wolle, ob er mit ihrem Ausflug einverstanden sei.

Hermann Keller sagte etwas zögernd: „Ich gönne dir die Freude, doch ist es mir recht, wenn du um sechs Uhr, wenn ich Feierabend habe, wieder zuhause bist.“

„Sind alle Männer so?“ lachte sie nachher, als sie neben Frau Haller im Wagen sass.

„Kinder und Männer sind Egoisten. Wenn Sie erst einmal Nachwuchs haben, werden Sie bald nicht mehr wissen, wer am meisten von Ihnen zehrt.“

Doktor Haller tat einen wütenden Druck auf den Gashebel, so dass der Wagen einen Ruck nach vorne machte und die beiden Frauen einen Ruck nach hinten. Somit wurde das Gespräch über Männer und Kinder plötzlich unterbrochen und Frau Haller hatte das Gefühl oder den Instinkt, dass der Druck auf den Gashebel nicht von ungefähr gewesen sei. Ihr Mann würde darauf zurückkommen, wenn nicht heute, so morgen. Sie lehnte sich froh und gemütlich in das Polster zurück, gewiss, dass das Mitteilungsbedürfnis ihres Lebenskameraden auch diesmal siegen würde.

Christine freute sich an der Fahrt wie ein Kind, das im Einerlei des Schulbe-

triebes nun plötzlich eine feine Überraschung ausserhalb des Stundenplanes erlebt.

Die Bäume am Wegrand standen im Beginn ihres Blühens. Die Knospen waren im Aufbrechen und schimmerten rötlich und weiss durch die Hülle, die sie für kurze Tage noch band. Das fahle Gelb und bleiche Grün der Wiesen und Matten wurde schon da und dort von satten und kräftigen Strichen unterbrochen. Auch die Höhenzüge der Juraberge leuchteten in junger Pracht und die Baumwipfel grüssten hell und froh, dann wieder ernst und dunkel weit ins Land hinaus.

Die Fahrt ging nach einem kleinen Ort des Kantons, wo Doktor Haller in der dortigen Armen- und Pflegeanstalt eine Unterredung mit dem Chefarzt hatte.

„Sie können sich bei dieser Gelegenheit einmal – sozusagen nur von aussen – überzeugen, Frau Keller, welche grosse Verantwortung wir alle miteinander tragen – tragen sollten – der Allgemeinheit gegenüber.“

Meistens aber wird nur viel geredet und wenig getan. Man haut auf den Wirtshaustisch und schimpft, was das Leder hält. Dann geht man wieder heim, zufrieden, dass man auf den Tisch geklopft und tapfer seine Meinung geäussert hat. Im übrigen aber bleibt alles wie es ist. Unsere Anstalten sind überfüllt mit armen, erbbelasteten Existenzen, die nichts vom Leben haben und nur die Allgemeinheit belasten. Wer jedoch in dieser Angelegenheit Rufer in der Wüste werden möchte, der riskiert, als Ketzer an den Pranger zu kommen.“

Als sie in der Ortschaft anlangten, hielt Doktor Haller beim nächsten Kiosk den Wagen an: „Hast du Geld bei dir, Hanna, oder soll ich dir geben?“

„Danke, ich kenne mich aus“, lachte sie. Sie erklärte Christine, während sie miteinander zu dem Zeitungshäuschen gingen, dass sie bei jedem Besuch in der Anstalt Stumpen für die Männer und Schokolade für die Frauen verschenke.

„Heute bleiben wir zwar nur im Garten, aber Sie werden staunen, wie viel bettelnde Hände es gibt.“

Christine wollte selbstverständlich mitmachen und die beiden Frauen kehrten mit den Armen voller Stumpenpäckchen und Schokoladetafelchen zurück.

Doktor Haller lächelte: „Die werden glauben, Weihnachten sei gekommen.“

Langsam fuhr er durch das massive eiserne Gittertor in den Anstaltshof. Er rief einem in der Nähe arbeitenden Gärtner zu:

„Passen Sie ein wenig auf, Jörg, nicht dass mir Ihre Schützlinge noch einmal die Gummireifen demolieren. Es ist nämlich alles schon dagewesen“, wandte er sich der erstaunten Christine zu, „einige Insassen wollten ausprobieren, wie dick der Gummi ist. Also denn – in etwa einer Stunde.“

(Fortsetzung folgt)